

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 2 (1885)

Artikel: Der Salmenfang im Rhein
Autor: Trautweiler, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Salmenfang im Rhein.

Von A. Trautweiler.

Wohl jeder Fremde, den der Weg einmal über die malerische alte Rheinbrücke bei Laufenburg geführt hat, machte dort einen kleinen Aufenthalt, gefesselt von dem reizvollen Blicke auf die tosend aufstäubende Stromschnelle und ihre schwarzen, zackigen Felsufer, die reichlich mit Borrichtungen und Geräthschaften für den Fischfang ausgerüstet sind. Zu Zeiten gewährt es auch ein besonderes Interesse, die Arbeit der Fischer zu beobachten, und man braucht dann nicht besonders vom Glücke begünstigt zu sein, um den Fang eines Salms, jenes stattlichsten unserer Flußfische, der mit Recht als ein bevorzugter Leckerbissen an der Hoteltafel gilt, mitanzusehen zu können. Gerade unterhalb der Brücke, in unmittelbarer Nähe des großen Foches, befindet sich die ergiebigste Fangstelle, der sogenannte „Hügen“. Da ragt ein seltsames Gestänge, ein Seil- und Balkenwerk über die blähend aufwirbelnde Fluth hinaus, aus der die Enden eines großen, weitmaschigen Garnes hervorschauen. Darüber sitzt auf schmalem Brette, regungslos, wie eine Spinne vor ihrem Netze, der Fischer; in seiner Hand hält er ein Bündel Schnüre, die nach verschiedenen Punkten des Netzes auslaufen, und durch welche ihm die Fische ihre Gefangenschaft selbst anzeigen.

Schon vor tausend Jahren, vielleicht noch früher, saßen Fischer an jenem Orte und lauerten auf Beute, denn die Salmenfischerei ist uralte und die Trefflichkeit des Postens am „Hügen“ mußte bald entdeckt worden sein. Auch war die Ausrüstung der Fangstelle vermuthlich wenig verschieden von der jezigen, denn diese sieht gar nicht darnach aus, als ob sie nach den Grundsätzen und mit den Hilfsmitteln der neueren Technik angeordnet und gebaut sei.

Daselbe läßt sich aber auch von fast allen zur Fischerei gehörigen Einrichtungen sagen; diese trägt überhaupt den deutlichen Charakter ihres hohen Alters. Es ist eine lebendige Ueberlieferung aus der Vorzeit,

die im Leben der Uferbevölkerung eine wichtige Rolle spielt und mit ihrer Geschichte eng zusammenhängt.

Weniger stabil als die Kunstfertigkeit der Salmenfischerei ist ihre ökonomische Bedeutung geblieben. Wenn sich auch ihr Erträgniß seit Anfang dieses Jahrhunderts augenscheinlich verringert hat, so ist andererseits das Absatzgebiet für die edle Fischart durch die modernen Verkehrsmittel ungemein ausgedehnt worden, und die Preise sind entsprechend gestiegen, so daß die Fischerei eine Quelle bedeutender Einkünfte bildet.

Der neuesten Zeit verdanken wir auch überraschende Aufschlüsse über die Naturgeschichte des interessanten Fisches, und es ist nicht zu zweifeln, daß die praktische Verwerthung dieser Kenntnisse für das Fischereiwesen einmal von großem Nutzen sein wird.

Alles dies gibt unserm Gegenstand ein vielseitiges Interesse und verleiht ihm eine hohe Bedeutung für die Landschaften, deren Gebiet die Schilderungen der vorliegenden Zeitschrift behandeln.

Mit der Beschreibung des Salms können wir uns kurz fassen, denn Jedermann kennt diesen stattlichen Edelfisch aus eigener Anschauung zur Genüge. Weniger bekannt sind die Eigenthümlichkeiten seiner Lebensweise. Dieselben sind für den Betrieb der Fischerei selbstverständlich von großer Wichtigkeit und bieten auch sonst manches Interessante.

Der Salm oder Lachs gehört zur Gattung der Forellen (*Trutta*), von der bei uns auch die See- und Bachforellen heimisch und für die Fischerei von großer Bedeutung sind. Er ist eigentlich ein Meerfisch, der nur in die Flüsse hinaufsteigt, um zu laichen und dadurch seine Brut in größere Sicherheit zu bringen. Seine Länge beträgt bis 1,2 Meter und es wurden schon Exemplare von 24 Kilo gefangen. Das Durchschnittsgewicht der am Oberrhein gefangenen beträgt indessen 8 Kilo.

Das Aussehen des Salms ist je nach der Entwicklungsperiode, in welcher er sich befindet, sehr verschieden. In der Zeit vom Januar bis Juli hat er einen ebenmäßigen schönen Bau und ein bläulich schimmerndes, klares Schuppengewand. Je näher aber nun die Laichperiode heranrückt, desto auffallender verändert er sein ganzes Aussehen. Beim Männchen verlängert sich die Schnauze beträchtlich und der Unterkiefer erhält eine hakenförmige, aufwärts gebogene und in den Oberkiefer eingreifende Verlängerung. Die Haut wird schwartig dick und trübe, roth und schwarz gefleckt.

Das Weibchen zeigt mit Ausnahme der Umbildung des Unterkiefers ähnliche, wenn auch schwächere Veränderungen.

Vom September bis nach vollendeter Laichperiode Ende Dezember wird der Fisch gewöhnlich als Lachs (im engeren Sinne) bezeichnet, und er ist weniger geschätzt als während der übrigen Zeit des Jahres.

Es gilt als erwiesen, daß der Salm während seines Aufenthaltes im süßen Wasser keine Nahrung zu sich nimmt. Dem entsprechend muß auch seine eigene Körpersubstanz den Stoff zur Bildung des Laichs hergeben, und es tritt in Folge dessen gegen das Ende der Laichzeit ein Zustand äußerster Abmagerung und Schwäche bei dem Thiere ein. Es beeilt sich dann auch, nach dem Laichen seine eigentliche Heimath, das Meer, wieder zu gewinnen, wo die kleinern Fische die Ankunft ihrer ausgehungerten Verfolger nicht sonderlich begrüßen werden. Im Meere lebt er hauptsächlich von Häringen, Stichlingen und Seealen.

Die Einwanderung aus dem Meer in die Flüsse findet nicht ausschließlich zu einer bestimmten Periode statt, sie dauert das ganze Jahr hindurch, nur ist sie gegen den Herbst am reichlichsten. Es ist ziemlich gewiß, daß die sogenannten Wintersalmen, welche schon vom Dezember an, einzelne Exemplare auch schon früher, zu uns gelangen, das ganze Jahr über bleiben, um im November und Dezember mit den später nachfolgenden zu laichen. Jene Thiere geben uns also das Beispiel eines großartigen, wunderbaren Hungerprozesses. Es wird aber ohne dies auf Grund eingehender statistischer Untersuchungen die durchschnittliche Aufenthaltzeit des Salms im Oberrhein zu mindestens 6 Monaten angenommen.

Für die Reise von Holland bis zu uns braucht der Salm nahezu zwei Monate. Die Rückreise geht natürlich viel rascher, da sie von der Strömung begünstigt ist.

Die von Januar bis März aus dem Ei schlüpfenden Salmlinge bleiben etwa ein Jahr in unserer Gegend. Sie nehmen selbstverständlich Nahrung zu sich und erreichen eine Länge von 7—9 Centimeter. So wandern sie dann nach dem Meere, um nach einigen Jahren als Laichlachs wiederzukehren. Wahrscheinlich kommen dieselben Exemplare nicht jedes Jahr regelmäßig zum Laichen, sonst wäre ihr Leben eine fast unausgesetzte Hungerkur. Doch dürfte dasselbe Thier sicher alle zwei Jahre wiederkehren, bis es endlich eines lauernnden Fischers Beute wird. Bei den vielen Feinden, die ihm auf seinem hundert Meilen langen Wege nachstellen, dürfte ihm dieses Reisevergnügen nicht zu oft gegönnt sein.

Die Ausübung der Fischerei auf dem Rheine erfordert eine gründliche Vertrautheit mit den Eigenthümlichkeiten des Flusses bei den verschiedenen Wasserständen, eine große Übung in der Handhabung der Geräthe und in der Führung des Waidlings. Die Fischer sind meist kräftige, zähe Naturen, die es ertragen, auch bei strenger Winterkälte in der rauhen Rheinluft sich in Schweiß zu arbeiten. Der Beruf gewährt indessen auch reichliche Freiheit und Ruhezeit und ist, mit Verständniß und Eifer betrieben, nicht wenig einträglich.

Von den zahlreichen Fangmethoden sind mehrere durch die neuere Fischereigesetzgebung beschränkt oder ganz beseitigt worden, meist natürlich zum großen Mißbehagen der Fischer, wenn schon die Tendenz jener Bestimmungen, welche Baden, Elsaß, Lothringen und die Schweiz mit Ausnahme Hollands und Preußen vereinbart haben, auf die Hebung der Fischerei abzielt.

Bei der sich fortwährend steigenden Intensität des Fischereibetriebes war die Befürchtung gerechtfertigt, es müsse durch das schonungslose Wegfangen der Laichfische schließlich eine Abnahme der Art eintreten, gewiß naheliegend. Es dürfen deshalb während der Laichzeit nur noch Fische gefangen werden, wenn die Verwendung von Milch und Kogen für die Fortpflanzung in Fischzuchtanstalten gesichert ist. Ferner sind alle Fangmethoden verboten, durch welche die Thiere schwer verwundet oder betäubt würden. Damit ist das „Kräzen“ und „Stechen“ der Fische und das Stellen von Reußen, zeitweise sehr ergiebige, aber grausame Fangmethoden, beseitigt und hauptsächlich bloß noch die Garnfischerei möglich. Es existiren aber auch Vorschriften über die Maschenweite der Garne, durch welche dem Fangen von zu jungen Fischen vorgebeugt wird.

Die weitaus größte Zahl von Salmen wird auf den sogenannten „Fischwagen“ gefangen. Es sind dies ziemlich umfangreiche und kostspielige Anlagen, deren aus Pfahl- und Blockwänden bestehender Unterbau, da er vom Hochwasser überfluthet wird, sehr solid ausgeführt sein muß. Ein Fischwag (Masc. vom allemannischen „Wog“ = tiefe Wasserstelle) ist meistens da angelegt, wo sich ein natürliches sogenanntes „Fürwasser“, d. h. eine Gegenströmung am Ufer findet. Oft wird auch die Gegenströmung durch den Einbau einer Blockwand künstlich geschaffen. Im Schutze dieser Wand, stromabwärts, wird ein vier bis sechs Meter im Geviert messendes Netz derart angebracht, daß sein oberes, festes Ende über das Wasser hervorragte, während das entgegengesetzte untergetaucht ist und durch eine Vorrichtung rasch aufgeschneilt werden kann.

Der Fischer sitzt meist in einem Bretterhäuschen ob dem Netze und hält etwa ein Duzend Schnüre in der Hand, deren Enden an verschiedenen Punkten des Netzes befestigt sind. Wenn nun ein Salm auf seinem Wege längs dem Ufer sich in das Garn verirrt, so muß es der Fischer sogleich spüren, er löst die balancirartigen, hinten beschwerten „Schwenkelruthen“, an denen vorn das Netz befestigt ist, aus, und dieses wird dadurch aufgeschneit. Der Fisch wird nun mittelst eines kleinen, sackförmigen, an einer Stange befestigten Garnes herausgehoben und in Sicherheit gebracht, sodann die ganze Einrichtung wieder in die vorherige Lage zurückversetzt.

Zwischen Laufenburg und Basel findet sich eine große Anzahl solcher Fischwagen, von denen der Eingangs genannte „Hügen“ der weitaus ergiebigste ist. An dieser Stelle wurden in außerordentlichen Fällen schon an einem einzigen Tage bis 35 Stück gefangen.

Zur Laichzeit wird mit vielem Erfolg die sogenannte Stuhlfischerei betrieben. Der Fischer errichtet im Gebiet seiner „Weid“*, des Bezirkes, worin ihm das Recht zu fischen zusteht, ein Häuschen mit einem Stuhle darin, um zu lauern. Ein Salmenmännchen wird an einer Schnur befestigt ins Wasser gelassen, um die Männchen anzulocken. Wenn dann diese den Lockfisch verfolgen, so wird derselbe vom Fischer langsam gegen das Ufer gezogen, bis sich einer der Verfolger über dem angebrachten Netze befindet. Der Fischer hebt nun dieses rasch und bemächtigt sich seines Inhaltes. (Früher wurden die angelockten Männchen auch von dem lauernenden Fischer mittelst eines Stachels mit Widerhaken angespießt.) [?]

Die Stuhlfischerei wird Tag und Nacht betrieben, mit und ohne Licht.

Seitdem einzelne Fangmethoden durch das Gesetz beschränkt oder aufgehoben sind, suchen die Fischer auch den daherigen Ausfall an Beute durch die Anwendung neuerer, namentlich bei der Stuhlfischerei zu decken, und es sind an einigen Orten solche neue, selbstthätige Apparate mit Erfolg im Gebrauch.

* Mit dem alten Ausdruck „Weid“, der gewissermaßen so viel wie Fischereirevier bedeutet und mit den nicht mehr gebräuchlichen Bezeichnungen „Weidwerk“ für Fischerei und „Weidleute“ für Fischer hängt das Wort „Weidling“ für den auf dem Rheine gebrauchten Kahn zusammen.

Die Stanggarnfischerei wird ebenfalls zur Laichzeit betrieben. Das Stanggarn ist ungefähr 6 Meter breit und 3 Meter hoch. Längs der beiden schmaleren Seiten ist es je an einer Stange befestigt, die senkrecht ins Wasser eingetaucht wird. In dieser Lage halten es zwei Fischer, während zwei andere die Weidlinge, zwischen denen das Netz ausgebreitet ist, dirigieren. Man fährt so mit dem Strome an den Stellen, wo sich die laichenden Fische, resp. die durch laichende Weibchen angelockten Männchen heruntreiben. Das Netz wird durch den Wasserdruck stromaufwärts ausgebaucht, es bildet einen „Sack“ oder „Busen“, indem man mit größerer, als der Stromgeschwindigkeit fährt. Stößt nun ein Fisch gegen das Netz, so spüren dies die beiden „Stanggarnner“ deutlich, sie rufen „Auf!“, indem sie das Netz rasch heben. Die Ruderer aber müssen auf jenen Ruf mit den Weidlingen zusammenfahren. So wird das Netz gewissermaßen zusammengefaltet und der Fisch eingeschlossen. Diese Fangmethode scheint in früheren Zeiten lebhafter betrieben worden zu sein als gegenwärtig, denn es existieren sehr viele Urkunden über dieselbe, und zwischen Laufenburg und Säckingen war ihre Ausübung der Gegenstand fortwährender Streitigkeiten.

Eine vortreffliche und schöne Fangmethode ist diejenige mit dem Spreitgarn. Dieselbe wird nur bei trübem Wasser angewendet, wenn die Fische ruhig an gewissen Punkten stehen, die der Fischer aus Erfahrung kennt. Das Garn ist glockenförmig und endigt in einen Zipfel, an welchem ein Seil befestigt ist. Um den Rand der etwa 4 Meter weiten Oeffnung sind Bleigewichte angebracht, welche bewirken, daß sich das Netz unten schließt, wenn es am Seile aufgezogen wird. Man läßt es an den Stellen, wo man Salmen vermuthet, ausgebreitet ins Wasser sinken, so daß die Fische gewissermaßen von der Glocke, die das Netz bildet, überdeckt werden und hebt es nachher wieder in gleicher Richtung.

Recht interessant und für den Zuschauer von hohem Reize ist auch die Fischerei mit dem Ausländgarn. Es wird dabei eine Uferstrecke von etwa 100 Meter Länge mit einem Weidling so rasch als möglich umfahren, indem man gleichzeitig ein langes Netz auf diesem Wege abwickelt und ins Wasser setzt. Dasselbe hat oben Schwimmer oder sogenannte „Flossen“, während es unten mit Bleifugeln beschwert ist. Das im Bogen umfahrene Ufergebiet wird durch das Garn wie durch eine senkrechte Wand abgeschlossen. Sobald dieser Abschluß vollendet ist, d. h. wenn die Fischer mit dem Weidling das Ufer wieder gewonnen

haben, machen sie sich mit aller Kraft daran, das Garn an beiden Enden gegen das Land zu ziehen. Die in seinem Bereich sich aufhaltenden größeren Fische werden so immer enger eingeschlossen und schließlich herausgehoben, während die kleineren durch die 6 Centimeter weiten Maschen entkommen.

Man könnte sich fragen, warum die Fischer auf die nebenbei zu machende Beute von kleineren Fischen verzichten, indem sie nicht engere Maschen anbringen. Es ist indessen zu bemerken, daß das Wasser, zumal das fließende, der Beweglichkeit des Netzes sehr hinderlich ist und man auf möglichste Verminderung der Widerstandsfläche desselben bedacht sein muß.

Eine besonders raffinierte Idee liegt dem Salmengarn zu Grunde. Dasselbe besteht aus drei Netzen, einem mit engen und zwei mit sehr weiten Maschen, von denen das erstere bedeutend größer ist als die zwei letztern und vor diesem ungefähr senkrecht im Wasser hängt. Stößt nun ein Salm gegen das Garn, so schnellt er sich gewöhnlich mit dem ersten Netze durch eine Masche des zweiten hindurch, indem er jenes wie einen Sack um sich stülpt. Er verwickelt sich dadurch vollständig.

Ein Netz ähnlich wie das Salmengarn, nur bedeutend kleiner, wird bisweilen über Nacht am Ufer in sogenannte Hinterwasser gestellt und heißt dann Klebgarn; es werden auch Lachse darin gefangen.

Die kleineren, von einem einzigen Fischer frei zu handhabenden Netze heißen „Bären“. Man unterscheidet den „Blümli“ und den „Schöpfbären“, von welchen hauptsächlich bloß der letztere beim Salmenfang gebraucht wird. Derselbe besteht aus einem sackförmigen, einseitig am Ende einer Stange befestigten Garne. Indem man dasselbe gebraucht, macht man gewissermaßen eine schöpfende Bewegung, daher der Name. Der Blümli-Bären hat ein flaches, quadratisches Netz, dessen vier Ecken an einem Kreuze aus Ruthen befestigt sind, das an einer Stange hängt.

Bei Laufenburg ist an beiden Ufern das Schöpfen eine bisweilen sehr ergiebige Fangart. An Stellen, wo das Felsufer senkrecht ins Wasser abfällt und gegen die Strömung geschützt ist, bleiben die Fische gern längere Zeit stehen. Bei günstigem Wasserstande taucht hier der Fischer etwa alle Viertelstunden den Schöpfbären ein, indem er mit kräftigem Zuge und in geeigneter Tiefe das Ufer horizontal bestreicht.

Die Kreuze („Küschchen“), welche bei Laufenburg ebenfalls eine wichtige Rolle spielen, sind in ihrer Anwendung durch das neue Fischerei-

gesetz beschränkt, weil sich die Fische darin meist stark verletzen oder tödten. Sie dürfen nur noch außer der Laichzeit angewendet werden. Es sind starke eiserne Käfige von quadratischem Querschnitt und ungefähr 3 Meter Länge, unten mit einer trichterförmigen Einstülpung versehen, durch welche der stromaufwärts schwimmende Fisch eintreten kann. Sie werden vermittelst einer frahnartigen Vorrichtung ins Wasser gelassen, an Stellen, wo sich längs der Ufer ein natürlicher oder künstlicher Kanal befindet, durch welchen viele Fische ihren Weg nehmen müssen.

Das oben erwähnte „Krägen“ und „Stechen“, zwei nunmehr verbotene Fangarten, wurde ehemals besonders von den Kaufenburger Fischern sowohl im Gebiete des Rheinflusses, als ober- und unterhalb desselben, mit vielem Erfolg angewendet.

Beim Krägen wurde eine starke mit mehreren Angeln und einem Bleigewicht versehene Schnur an einer Stange ins Wasser gesenkt. Spürte nun der Fischer, daß ein Salm mit der Schnur in Berührung kam, so schnellte er diese auf, wodurch der Fisch festgehalten wurde. Natürlich ging dies nicht ohne eine schwere Verletzung des Thieres ab und wurden sehr viele nur verwundet, aber nicht gefangen.

Daselbe ist beim „Stechen“ der Fall. Eine schwere, siebenzinkige, mit Widerhaken versehene Gabel, der „Gehren“, wurde dabei nach dem Fische gestochen. Diese Fangart wurde namentlich zur Laichzeit betrieben, indem man vorzüglich Nachts mit dem Weidling und einer Fackel die Fische auf ihren „Gruben“ aufsuchte, daher auch der Ausdruck „Zünden“ für diese Beschäftigung. Natürlich war dazu klares, durchsichtiges Wasser erforderlich.

Unter „Gruben“ werden die Vertiefungen verstanden, in welche sich die laichenden Weibchen an ruhigeren Uferstellen im Riese eingraben.

Neben dem Salmenfang hat die Kleinfischerei in unserem Gebiete nur untergeordnete Bedeutung. Immerhin gewährt sie den Fischern einen erheblichen Nebenverdienst. Sie erstreckt sich hauptsächlich auf Forellen, Hechte, Aale, Barben, Egli, Nasen, Alet, Karpfen, Brachsen, Aesche, Alzeln (Maifisch). Es werden dabei besonders die kleineren Handgarne und Spreitgarne (Bären) verwendet.

Die Nasen erscheinen öfters in dichten Schaaren, so daß die Fischer mit Leichtigkeit außerordentliche Quantitäten derselben fangen. Noch vor kaum zwanzig Jahren wurden von Schwarzwälder Bauersfrauen Körbe voll dieser Fische abgeholt, um die Schweine damit zu füttern. Eine

Traglast kostete 6 Kreuzer (20 Cts.). Jetzt ist das freilich anders geworden. Man hat auch für diesen gemeinen, aber durchaus nicht ungeschmackhaften Weißfisch bessere Absatzorte gefunden, und der Preis ist jetzt durchschnittlich 10 Cts. per Stück.

Die Angelfischerei wird in unserem Gebiete fast nur zum Vergnügen betrieben.

* * *

Um die Geschichte der Salmenfischerei zu verfolgen, müssen wir in die Urzeit der Menschheit zurückgreifen, aus welcher uns höchstens da und dort der Fund einer knöchernen Harpune oder einer bronzenen Fischangel Zeugniß dafür geben, daß unsere wilden Vorfahren neben der Jagd auch dem Fischfange oblagen. Zu einer Zeit, wo noch die Gewinnung der Metalle unbekannt war und der Feuerstein das Hauptmaterial für alle Schneidewerkzeuge lieferte, als noch der Urochs, das Mammuth und das Rennthier in unserer Gegend hausten, haben die Bewohner derselben sich schon der Harpune bedient, und wahrscheinlich gleich wie die Fischer der Neuzeit, die am Ufer hinstreichenden Salmen angespießt.

Man hat aus den gefundenen Ueberresten eine auffallende Verwandtschaft der Steinzeit-Menschen Europas mit den jetzigen Eskimos nachgewiesen und wir werden deshalb nicht arg fehl gehen, wenn wir uns aus der Fischerei jener Bewohner der nordischen Eisregion ein Bild machen von derjenigen in unseren Gegenden zu einer Zeit, als der ewige Schnee und die Gletscher noch weit ins Tiefland hinab reichten.

Nach den Berichten der Nordpolreisenden sind im Eismeer die Lachse ungemein zahlreich vorhanden und die Eskimos fangen außerordentliche Mengen davon, wenn die Fische zum Laichen ans Ufer kommen. Dabei werden kleine Garne, Harpunen und Angelhaken verwendet.

Die kleinen Garne entsprechen unsern Handgarnen, die Angelhaken unsern Krähhaken und von der Knochenharpune der Eskimos und der Urmenschen bis zum mehrzinkigen „Gehren“ ist nach der Kenntniß des Metalls nur noch ein Schritt. Auch dürfte die Ueberlegenheit der heutigen Fischer über jene, welche ihre Werkzeuge noch aus Feuerstein, Knochen und Geweihen herstellten, nicht einmal eine außerordentliche sein.

Immerhin haben wahrscheinlich die Kelten und nachher die Römer Wesentliches zur Verbesserung der Fischerei beigetragen. Daß diese

Völker sich in unserem Gebiete damit befaßten, dafür haben wir auch sprachliche Zeugnisse in der Benennung einzelner Geräthe und in Ortsnamen am Rhein. Die Schwenkel an den Fischwagen haben eine auffallende Aehnlichkeit mit der Vorrichtung, wie sie schon die Römer hatten, um die Eimer in ihre Brunnen hinabzulassen. Die Römer waren überdies große Liebhaber von Fischen und wir wissen, daß der Lachs bei ihnen sehr geschätzt war.

Bei Laufenburg, dem weitaus wichtigsten Platze für die Salmenfischerei, befand sich ein befestigter Rheinübergang. Die mächtigen Eckquader der dortigen Thurmruine sind noch von römischen Werkleuten bearbeitet worden.

Positive Nachrichten über den Lachsfang aus jenen Zeiten fehlen jedoch gänzlich.

Die fränkischen Könige schenkten nachmals unsere Gegend dem hl. Fridolin und von ihm ging dieser Besitz an das Stift Säckingen über, das bis in die neuere Zeit als Eigenthümer der meisten Fischereirechte am Oberrhein eine wichtige Rolle spielte. Die anwohnenden Fischer wurden ursprünglich vom Stifte mit den einzelnen Fischereibezirken und Wagen belehnt, und die hierauf bezüglichen Rechtsverhältnisse bilden den Hauptinhalt einer großen Menge noch vorhandener Urkunden seit dem Jahre 1200.

Um diese Zeit waren schon die Grafen von Habsburg Schirmvögte des Stiftes zu Säckingen und maßen sich deshalb ebenfalls gewisse Rechte in Bezug auf die Rheinfischerei an. Die Fischer ihrerseits waren bestrebt, sich immer unabhängiger zu machen und mehr Rechte an sich zu bringen. Es gelang dies besonders den Laufenburgern, die keine Gelegenheit versäumten, um Lehensrechte für sich zu erwerben oder bei unklaren Rechtsverhältnissen ihre Ansprüche höher zu schrauben. Dazu kam der Vortheil, daß einzelne Gefälle in Geld zu entrichten waren, das sich im Laufe der Zeit entwerthete, so daß jene Beträge schließlich im Verhältniß zu dem Naturalgefälle, das sie ersetzen sollten, nur noch geringfügig waren.

Die Laufenburger hatten zwischen der Rheinbrücke und dem sog. Schäßfgen eine große Anzahl von Fischwagen, die sie ursprünglich als Stift-Säckingische Erblehen benutzten und von denen sie, gemäß einer Urkunde vom Jahre 1275, zwei Drittheile aller gefangenen Fische an das Stift abzuliefern hatten. Siebzig Jahre später wurde eine neue Fischerordnung aufgestellt, gemäß welcher das Stift nur noch

das eine Jahr je den dritten, das andere Jahr je den vierten Fisch erhalten sollte. Außerdem besaßen die Herrschaft Habsburg und die Herren von Wessenberg einzelne Gefälle. Ursprünglich wurden diese in Natura bezogen, später bestellte das Stift zu Laufenburg einen sogen. Fischschaffner, der die Fische zu verwerthen und Rechnung abzulegen, sowie die Fischerei überhaupt zu beaufsichtigen hatte. Er bezog dafür ungefähr die Hälfte des Werthes der Fische als Entschädigung. Die Fischer erhielten von jedem Pfund Lachs 11 Rappen bis 1 Schilling und ebensoviel der Wagknecht der Stadt Laufenburg. Den Fischern fiel außerdem der Ertrag der Kleinfischerei vollständig zu, sie waren jedoch gehalten, dadurch die Salmenfischerei in keiner Weise zu verkürzen und gegen die Laichzeit dieser ausschließlich obzuliegen.

Als im Anfange dieses Jahrhunderts die beiden Rheinseiten politisch getrennt wurden und das Stift Säckingen aufgehoben ward, theilten sich Baden und der Kanton Aargau in dessen Rechte auf die Fischerei. Der Staatsvertrag vom Jahre 1808 bestimmt Folgendes: „Von der Säckinger Rheinbrücke bis zu jener in Laufenburg, in welchem Bezirke die Inhaber der Fischereirechte solche von dem vormaligen Stifte Säckingen zu Lehen trugen, bleiben dieselben im Besitze ihrer Fischweiden und Salmenwagen und benutzen selbige auf die bisherige Art. Von den Fischwagerechtsamen, welche zwischen den beiden Rheinbrücken auf der rechten Seite des Thalwegs ausgeübt werden, entrichten deren Besitzer den gewöhnlichen bisher von dem Stifte Säckingen bezogenen Lehenzins an das Großh. Rentamt daselbst, von denjenigen aber, welche auf der linken Seite des Thalwegs bestehen, werden die Lehenzinse der Kanton Aargauischen Verwaltung entrichtet. Was die kleine Fischerei in dieser Gegend und jene mit Spreit- und Stanggarn betrifft, so sollen die darüber in den Jahren 1438, 1521 und 1567 ergangenen Verfügungen, welche bis zur Trennung des Frickthals von dem Breisgau in Ausübung waren, noch ferner bestehen und sowohl die Säckinger als die Laufenburger Fischer daran gehalten sein. — Sowohl die Groß- als Kleinstadt Laufenburg übt ihr Fischfangrecht auf ihrer Rheinseite fernerhin abgedehnt aus und weder die eine noch die andere kann verhalten werden, sich hiezu der Fischer auf der entgegengesetzten Rheinseite zu bedienen.“

Im Staatsvertrag vom Jahre 1827, anlässlich der Vermögenstrennung der Städte Klein- und Groß-Laufenburg wurde ferner festgestellt: „daß jede Stadt die auf ihrer Rheinseite gelegenen Fischweiden als ein

ausschließliches Eigenthum besitze und zu benutzen habe und daß keiner der beiden Städte ein, wie immer Namen habendes Recht auf der entgegenliegenden Rheinseite ferner zustehet." (Wetter, die Schifffahrt und Flößerei auf dem Oberrhein.)

Die Rheinstraße zwischen Laufenburg und Säckingen besaßen mit Ausnahme der Wagen die beiden Städte gemeinschaftlich als Lehen. Bei Säckingen speziell war die Fischerei wiederum ein Erblehen der Stadt.

Unterhalb Säckingen besaß die sogenannte „Rheingenossenschaft“, eine Art Flößer- und Fischerzunft aus den Rheinorten bis Basel, den weitaus größten Theil der Fischereiberechtigungen als Erblehen. Einzelne Wagen und Weiden waren aber auch hier Privateigenthum, vornehmlich der Ordenskommende Beuggen und des Stifts Säckingen. Das Recht zur Ausübung der Fischerei besaßen aber überall die Angehörigen der Fischerzünfte, resp. die Rheingenossen ausschließlich. Sie theilten sich in Meister und Knechte, und um das Erstere zu werden, mußte Einer eine vorgeschriebene Lehrzeit durchmachen und außerdem eine gewisse Summe Geldes erlegen.

Zwischen Säckingen und Basel existirten von Alters her ungefähr 20 Fischwagen und man unterschied außerdem gegen 30 Fischweiden. Die felsigen Ufer in unmittelbarer Nähe von Laufenburg trugen dagegen allein schon bis zu 30 Wagen. Dieselben sind in neuerer Zeit alle bis auf den „Hügen“ verschwunden und erst vor wenigen Jahren wurde der Versuch gemacht, einzelne wieder herzustellen.

Die Fischerei oberhalb Laufenburg war ebenfalls im Besitze einzelner Klöster und Herren, sowie der Ufergemeinden. Die Laufenburger besaßen aber auch hier, und besitzen noch, das Ausnahmerecht, bis an die Mündung der Aare hinauf den Fischfang auszuüben.

Mehr als diese Rechtsverhältnisse, über welche sich in dem obengenannten Werke von Wetter ausführliche Mittheilungen befinden, muß uns die Frage nach dem Erträgniß der Rheinfischerei zu verschiedenen Zeiten interessieren, denn es läßt sich darnach die Bedeutung ermessen, welche dieses Gewerbe für die Anwohner beider Ufer hat.

Leider haben wir nur aus der neueren Zeit Aufzeichnungen, die es ermöglichen, in Bezug hierauf genauere Schlüsse zu ziehen. Die Gemeinderrechnungen von Laufenburg bieten hier das vollständigste Material. Allein die wahren Erträgnisse sind auch daraus nicht mit Sicherheit zu entnehmen, da es natürlich stets im Interesse der Fischer und namentlich der Pächter lag, dieselben nicht bekannt werden zu lassen.

In der ältesten Zeit scheint die Fischerei nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein. Sie hat dann im 14. und 15. Jahrhundert einen langsamen Aufschwung genommen und mit einzelnen Unterbrechungen bedeutende Ertragnisse geliefert. Besonders schwunghaft scheint der Fischfang gegen das Ende des 16. Jahrhunderts betrieben worden zu sein, denn 1597 gelangten die Bürger von Schaffhausen mit der Klage an die eidgenössische Tagsatzung, „die Laufenburger hätten den Rhein so sehr mit Fachen versperrt, daß kein Fisch mehr heraufkomme“. (Fache sind künstliche Anlagen, Einbaue längs dem Ufer zur Anbringung der Fangapparate.)

Von Zeit zu Zeit wurden die für die Fischerei erstellten Bauten durch außergewöhnliche Hochwasser zerstört, und dann traten stets empfindliche Ausfälle in den Ertragnissen ein, denn die Neuherstellung jener Anlagen war sehr kostspielig und wurde deshalb oft lange unterlassen, oder man verzichtete ganz darauf, wenn man mehrmals in Schaden gekommen war.

Aus dem Jahre 1634 vernehmen wir die Klage, daß sowohl kaiserliches als schwedisches Kriegsvolk alles hinwegfischte, so daß Niemand etwas erhielt. Zum Ersatz hiefür folgten einige recht gesegnete Fischjahre. 1640 und 1649 wurden allein auf dem „Wag in der Nezi“ unterhalb Laufenburg (der jetzt gar nicht mehr existirt) je gegen 1000 Lachse gefangen. Diese würden heute einen Werth von ungefähr 30,000 Franken darstellen.

In Laufenburg aß man stets Salm im Ueberfluß. Noch im vorigen Jahrhundert sollen Dienstboten bei ihrem Eintritt die Bedingung gemacht haben, daß man ihnen nicht mehr als zwei Mal in der Woche Lachs zu essen gebe.

Solche Nachrichten, noch deutlicher aber die Zahlen der Gemeindefrechnungen zu Laufenburg, weisen deutlich darauf hin, daß die Fischerei seit jener Zeit zurückgegangen sein muß. In der allerneuesten Zeit haben zwar die Geldertragnisse infolge des erleichterten Exportes und der gesteigerten Preise bedeutend zugenommen. Das beweist jedoch nur, welch außerordentlicher Gewinn zu erzielen wäre, wenn die Zahl der gefangenen Fische noch derjenigen von ehemals gleichkäme.

Wie aus der folgenden Zusammenstellung hervorgeht, war im letzten Jahrhundert die jährliche Einnahme der beiden Städte Laufenburg aus der Fischerei ungefähr 8000 Fr. Der Durchschnittspreis des Lachsfleisches

war damals 70 Ct. pr. Kilo, während er jetzt 4 Fr. 50 Ct. beträgt. Jene Einnahme von 8000 Fr. würde demnach heutzutage einer solchen von $\frac{6}{0.7} \times 8000 =$ rund 70,000 Fr. entsprechen. Statt dessen beziehen die beiden Städte gegenwärtig nur ungefähr 27,000 Fr. aus der Fischerei.

Durchschnittliche Einnahmen von Groß- und Klein-Laufenburg aus der Fischerei, seit 1650.

	Fr.						
1650 — 1700	4000						
1700 — 1750	5500						
1750 — 1800	8000						
1800 — 1811	4500						
1811 — 1830	1500						
1830 — 1850	<table> <tr> <td>Klein-Laufenburg</td> <td>2000</td> <td rowspan="2">}</td> <td rowspan="2">5000</td> </tr> <tr> <td>Groß- " "</td> <td>3000</td> </tr> </table>	Klein-Laufenburg	2000	}	5000	Groß- " "	3000
Klein-Laufenburg	2000	}	5000				
Groß- " "	3000						
1850 — 1860	<table> <tr> <td>2000</td> <td rowspan="2">}</td> <td rowspan="2">6000</td> </tr> <tr> <td>4000</td> </tr> </table>	2000	}	6000	4000		
2000	}	6000					
4000							
1860 — 1865	<table> <tr> <td>2300</td> <td rowspan="2">}</td> <td rowspan="2">6800</td> </tr> <tr> <td>4500</td> </tr> </table>	2300	}	6800	4500		
2300	}	6800					
4500							
1865 — 1871	<table> <tr> <td>3000</td> <td rowspan="2">}</td> <td rowspan="2">8600</td> </tr> <tr> <td>5600</td> </tr> </table>	3000	}	8600	5600		
3000	}	8600					
5600							
1872 — 1877	<table> <tr> <td>5600</td> <td rowspan="2">}</td> <td rowspan="2">17600</td> </tr> <tr> <td>12000</td> </tr> </table>	5600	}	17600	12000		
5600	}	17600					
12000							
1878 — 1883	<table> <tr> <td>12500</td> <td rowspan="2">}</td> <td rowspan="2">30500</td> </tr> <tr> <td>18000</td> </tr> </table>	12500	}	30500	18000		
12500	}	30500					
18000							
1884	<table> <tr> <td>12500</td> <td rowspan="2">}</td> <td rowspan="2">26700</td> </tr> <tr> <td>14200</td> </tr> </table>	12500	}	26700	14200		
12500	}	26700					
14200							

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Salmenfischerei für Laufenburg eine sehr schätzenswerthe Einnahmequelle bildet, indem sie einem Kapital von mehr als einer halben Million Franken entspricht.

Die bei Laufenburg gefangenen Lachse dürften schätzungsweise rund zwei Drittheile aller auf der Strecke Basel-Laufenburg gefangenen ausmachen. In der Zeit von 1872 bis 1879 wechselte die Zahl der jährlich in jenem Gebiete gefangenen Stücke von 1100 bis 2800. Man ersieht daraus, daß das Erträgniß großen Schwankungen unterworfen ist. Die Ursache derselben ist uns einstweilen noch dunkel. Mehr oder weniger günstige Wasserstände haben allerdings Einfluß, aber da die Zu-

und Abnahme der Erträgnisse sich jeweils ziemlich gleichmäßig auf alle Monate vertheilt, so scheint die direkte Ursache eher darin zu liegen, daß bald eine größere, bald eine geringere Zahl von Fischen bis in das obere Flußgebiet vordringt.

Wenn schon unsere Salmenfischerei ganz ansehnliche Ergebnisse aufweist, so steht sie doch der holländischen bedeutend nach. Diese ist mehr als 30 Mal ergiebiger als die unsrige, indem die Zahl der erbeuteten Fische jährlich 40,000 bis 70,000 beträgt. Dabei wird allerdings in sehr schonungsloser Weise verfahren, ohne Rücksicht darauf, welche Folgen ein solches Raubsystem in der Zukunft haben wird. Es ist wahrscheinlich, daß die Abnahme der Fischerei am Oberrhein, wie wir sie konstatirt haben, zum größten Theil auf jene rücksichtslose Vernichtung der für die Fortpflanzung bestimmten Thiere, sowie der jungen Sälmlinge zurückzuführen ist. Die Fischer Badens, Elsaß-Lothringens und der Schweiz sind nun durch die neuen gemeinschaftlichen Gesetzesvorschriften in empfindlicher Weise eingeschränkt, diese Maßregel könnte jedoch für die Zukunft reiche Früchte tragen, wenn sie nicht Angesichts der holländischen Ausbeutung der Gewässer als fast bedeutungslos erscheinen müßte. Durch die verbotenen Fangmethoden wird eben nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz aller vom Meere her zum Saiche einwandernden Fische für die Fortpflanzung gewonnen.

Wenn indessen einmal an der Hand massenhaften statistischen Materials und eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen die natürlichen Gesetze aufgeklärt sein werden, von denen die Erhaltung und Vermehrung der für uns so wichtigen Edelfischart abhängt, so wird wohl auch bei den renitenten Holländern zu ihrem eigenen Vortheil eine bessere Einsicht Platz greifen.

Die Anstrengungen, die in dieser Richtung gemacht werden, sind sehr verdienstvoll und es ist zu hoffen, daß sie in nicht allzuferner Zeit Erfolg haben werden. Dann dürfte der Salmenfang am Oberrhein auch wieder nach Wunsch ergiebiger werden, wenn schon kaum zu fürchten ist, daß eine Zeit wiederköhre, wo die Dienstboten zum Salmenessen mißbraucht werden.

